

«Ich werde überall eine Ausländerin sein»

Heimatsuche Das Einzelschicksal von Emina Rafsi, das exemplarisch für den ganzen Balkankonflikt steht

Ihr Vater ist Albaner, ihre Mutter ist Bosniakin, Emina Rafsi ist in Serbien geboren – und heute heimatlos mit ihrer Tochter im Kosovo. Die Jugoslawienkriege haben das Leben der 26-Jährigen immer wieder bedroht. Und Träume zerstört.

ROBERT HANSEN, PRIZREN

Die Hauswände werfen das Licht der Abendsonne in die umgebaute Garage. Der Boden ist mit einem Teppich belegt, neben der Türe flimmert ein Fernseher, in einer Vase auf einer Holzkommode sind rote Rosen aus Stoff. Emina Rafsi legt ihre Hände auf den Tisch und beginnt, ihre Lebensgeschichte zu erzählen.

«Als wir im August 1999 vom Flüchtlingslager in Ungarn in den Süden des Kosovo gekommen sind, habe ich kein Wort Albanisch gesprochen. Das war sehr schwer. Ich durfte auf der Strasse aber auch nicht Serbisch sprechen, das war kurz nach dem Kosovokrieg sehr gefährlich. Wir wären getötet worden. Wir konnten das Haus nur in Begleitung meines Mannes oder meines Vaters verlassen, die beide Albaner sind. Dann mussten wir nichts sagen, sonst wären wir sofort aufgefallen.»

Das war vor allem für meine damals dreieinhalbjährige Tochter schlimm. Sie durfte ausserhalb des Hauses nicht sprechen. Wir hatten ausgemacht, dass sie, wenn sie etwas sagen will, mich berührt und mir dann ins Ohr sprechen kann. Es war in dieser hasserfüllten Atmosphäre sehr gefährlich, sich als Serbin zu erkennen zu geben. Viele serbische Häuser wurden nach dem Krieg von Albanern niedergebrannt und Tausende Serben flüchteten aus Prizren. Meine Tochter begriff doch nicht, warum das so war. Das Haus, in das unsere Familie und meine Eltern gezogen sind, war kaputt. Es gab keinen Strom.»

«Und kein Wasser», sagt die achtjährige Fatima, das Mädchen, das bisher wortlos auf dem Sofa gesessen und den fremden Besuch kritisch gemustert hatte. Jetzt lacht sie. Emina lächelt.

«Bereits nach zwei Monaten habe ich bei den deutschen Kfor-Truppen in Toplicane eine Arbeit in der Küche erhalten. Im Bus zur Arbeit habe ich nur Englisch gesprochen. Schlimmer war es für meine Mutti, die aus Bosnien kommt und die nur wenige Worte Albanisch konnte, obwohl mein Vater Albaner ist. Wir haben zu Hause in Novi Sad in Serbien nur Serbisch gesprochen. Hier in Prizren konnte meine Mutti das Haus lange Zeit nicht verlassen. Sie lebte unschuldig in einem Gefängnis.»

An der Decke hängt ein kleiner Vogelkäfig. Der Vogel ist aus Holz. Hasnia, Eminas Mutter, nickt wortlos. Sie kann der Konversation nur schlecht folgen. «Kaffee?» Am Herd braut sie einen türkischen Kaffee und setzt sich wieder an den Tisch. Emina erzählt weiter.

«In Serbien konnten wir nicht bleiben. Bereits während des Bosnienkrieges gab es Anfeindungen und anonyme Anrufe unserer serbischen Nachbarn. Meine Mutter wurde als Bosniakin auf der Strasse komisch angeschaut. Ich hatte in der Schule Probleme. Mein Lehrer sagte mir, dass ich nie gute Noten haben werde. Ich war damals acht Jahre alt. Mein neun Jahre älterer Bruder hat für die serbische Armee in Kroatien gekämpft. Er wurde dazu gezwungen. Hätte er sich geweigert, wäre er 25 Jahre ins Gefängnis gesteckt worden. Der Hass zwischen den Menschen in Jugoslawien wurde unvorstellbar gross. Meine Mutter hatte eine bosnische Freundin. Deren Schwester ist enthauptet worden und die Leute haben mit dem Kopf Fussball gespielt.»

Schweigen.



Wiederaufbau Zarko Petkovic baut im Serbendorf Novake im Kosovo sein Haus neu auf. Die in Serbien geborene Emina Rafsi ist im Kosovo heimatlos. R. HANSEN

«Nach den Kriegen in Bosnien und Kroatien hat sich die Situation für uns gebessert. Ich habe meinen Mann in Novi Sad kennen gelernt. Er arbeitete in einer Bäckerei. Wir haben uns verliebt und geheiratet. Ich habe ebenfalls in der Bäckerei Arbeit gefunden. Als der Krieg im Kosovo begann, hat mich der serbische Inhaber entlassen, weil ich einen albanischen Namen habe.»

Bei den Nato-Bombardements hatten wir grosse Angst. Wir waren alle in einem engen Raum zusammengepfercht. Die Nachbarn gaben den Albanern – uns – die Schuld an den Angriffen und wir wurden aufgefordert, in den Kosovo zu gehen. Als mein Mann bedroht wurde, haben wir uns entschlossen, Serbien zu verlassen. Vier Monate lang waren wir im Flüchtlingslager in Ungarn. Wir wollten nach Deutschland oder in die Schweiz, um dort um Asyl zu ersuchen. Mein Vater war zu seinem Bruder in den Kosovo geflüchtet. Wir folgten ihm. Meine Mutter kam im September nach Prizren. Ich habe heute in Serbien keine Freunde mehr. Meine zehn Jahre ältere Schwester lebt in Serbien. Sie hat vor den Kriegen einen Serben geheiratet. Die Kinder haben serbische Namen.»

Tränen sind in den Augenwinkeln

der Mutter. Der Kaffee ist kalt. Die Bildröhre der Fernseher ist plötzlich schwarz. Stromausfall. Das Lachen von Emina ist nur zu hören.

«Das ist Kosovo. – Das ist nicht meine Heimat. Wo ist meine Heimat? Was ist meine Heimat? Ich sage den Leuten hier, dass ich in Deutschland geboren bin. Dann fragen sie nicht, weshalb ich nicht so gut Albanisch spreche. Mein Mann hatte sich für mich geschämt. Er konnte nicht sagen, dass seine Frau in Serbien geboren ist, er hatte Angst da-

«Das Kosovo ist nicht meine Heimat. Wo ist meine Heimat? Was ist meine Heimat?»

vor, seine Freunde zu verlieren. Er wollte aus mir eine Albanerin machen. Doch das ist nicht meine Kultur, ich will nicht unterjocht werden und nur dazu da sein, Söhne zu gebären. Ich will sagen dürfen, was ich denke. Ich bin in Serbien aufgewachsen und habe diese Kultur in mir. Ich werde niemals in meinem Leben sagen, ich sei eine Al-

banerin, ich fühle mich nicht wie eine Albanerin. Ich schäme mich, das zu sagen. – Mein Mann und ich haben uns vor zweieinhalb Jahren getrennt. Das ist im Kosovo sehr schlimm. Die Leute fragen nicht, weshalb sich zwei Menschen scheiden. Die Frau ist immer schuld. Ich weiss nur, dass er wieder verheiratet ist. Unsere Tochter hat er nie mehr besucht. Fatima war zuerst sehr traurig. Später hat sie mich gefragt, warum ich keinen besseren Papi gefunden hätte. Sie hat nur mich – ich habe nur sie.»

Fatima kommt mit ihrer Schultasche angerannt, grinst und packt ihre Hefte aus. Die albanischen Sätze sind in exakter Handschrift aufgeschrieben. Dann nimmt sie ein Buch hervor und beginnt ein Gedicht vorzulesen – aus dem Albanischen übersetzt, in akzentfreiem Hochdeutsch.

«Ich bin in der zweiten Klasse und ich habe am liebsten Mathematik. Wir haben in der Schule nur Albanisch und Mathematik. Ich habe zu Hause viele deutsche Bücher. Den Struwwelpeter mag ich am allerliebsten. Ich schaue auch viel fern. Ich habe Deutsch im Kinderkanal gelernt. Aber der Sender ist zu langweilig. Jetzt bin ich zu RTL

zwei und Super RTL übergelaufen. Und ich kucke Sat. 1 und Pro Sieben.»

Ibrahim Rafsi setzt sich. Seine Zigarette glimmt orange. Plötzlich geht der Fernseher an und eine Glühbirne wirft ihr Licht in den Raum. Das Gesicht von Emina ist matt.

«Wann kann ich mein Leben leben und geniessen? Ich habe bei der Kfor gemerkt, was ich mir wirklich wünsche. Mit den Soldaten habe ich lange Gespräche geführt. So habe ich Deutsch gelernt – und von meiner Tochter, mit der ich fast immer Deutsch spreche. Ich arbeite heute als Übersetzerin und habe eine sehr gute Arbeit. Ein Grossteil meines Einkommens muss ich für die Miete dieses Hauses und für die Lebensmittel für unsere Familie aufwenden. Ich kann kein Geld sparen, aber ich habe wenigstens eine Arbeit.»

Fast alle, die ich kenne, möchten weg aus dem Kosovo. Doch wer soll das Land aufbauen, wenn alle weggehen? Auch meine Zukunft ist ungewiss. Ich suche einen Vater für meine Tochter. Er wäre auch ein guter Mann für mich. Vielleicht gehen wir zusammen weg. Ich werde überall eine Ausländerin sein. Aber ich möchte einmal dorthin gehen, wo mein Name nichts bedeutet.»

Neuanfang zwischen den Ruinen

Novake In einem zerstörten Dorf kehren die ersten Serben zurück – und bauen mit Albanern

Zwischen den ausgebrannten Ruinen stehen unverputzte Backsteinhäuser. Ein Betonmischer lärmt, ein junger Mann sägt an einem Holzbalken, ein Maurer füllt seine Schubkarre mit Zement. In Novake sind vier Jahre nach dem Krieg wieder Menschen, im serbischen Ruinendorf im Süden des Kosovo kehrt Leben zurück.

900 Menschen wohnten vor dem Kosovo-Krieg in Novake, arbeiteten in Fabriken und lebten von der Landwirtschaft. Nach dem Ende des Krieges rächten sich viele Kosovo-Albaner für die Gräueltaten, die serbische Paramilitärs im Kosovo begangen hatten. Auch in Novake wurden aus Nachbarn Feinde. «Acht Tage nach dem Einmarsch der Natotruppen kam ein deutscher General in unser Dorf», erzählt Nenad Andrijevic.

«Wir baten die Kfor um Hilfe. Wir hatten doch niemandem etwas getan. Doch der General sagte nur: «Wir kamen, um die Albaner vor den Serben zu schützen, nicht umgekehrt.» Das Gesicht von Nenad verrät keine Gefühlsregung. «Wir mussten nach Serbien fliehen, wer nicht ging, fürchtete um sein Leben.» In Novake blieb niemand zurück.

Die Häuser von Novake wurden geplündert und gingen in Flammen auf. Hass und Wut widerspiegeln sich heute in schwarzen Wänden, primitiven Schmierereien und zerschossenem Mauerwerk. Blätter ranken zwischen den Türen, hinter den herausgebrochenen Fenstern liegen Scherben. Das Haus von Nenad wird mit einfachen Mitteln wieder aufgebaut. «90 Serben arbeiten derzeit im Dorf, 61 Familien wollen wieder aus Ser-

bien hierher zurückkehren, das sind 80 Prozent der früheren Dorfbevölkerung», sagt Nenad. Doch erst Millionenhilfe verschiedener Hilfswerke veranlasste die Menschen, ihre Häuser wieder aufzubauen – und die Drohung, das Geld nicht zu sprechen, wenn nicht unverzüglich mit den Arbeiten begonnen werde. Die Angst bleibt. «Seit dem März arbeiten wir hier. Zuvor kamen wir höchstens für einen Tag und schauten uns im Dorf um», erzählt Zarko Petkovic, ein älterer Mann. Frauen sind im Dorf praktisch keine zu sehen.

Novake ist von albanischen Dörfern umgeben, die früheren Nachbarn lassen sich nicht blicken. Aber einige Albaner arbeiten mit den Serben zusammen. Erste Zeichen der Entspannung oder nur wirtschaftliche Zwänge? Wohl beides. Kurz nach

dem Krieg wäre eine Zusammenarbeit unmöglich gewesen. Unter den Folgen des Krieges leiden alle gemeinsam. Die Arbeitslosigkeit liegt bei geschätzten 80 Prozent, der Durchschnittslohn beträgt 300 Franken im Monat.

Und die Zukunft? Nenad zuckt mit den Schultern. «Es gibt keine Arbeit in einer Fabrik. Vielleicht können wir Wein produzieren und Früchte verarbeiten.» Nenad baut weiter an seinem Haus. «Wir waren in Serbien nicht willkommen. In ihren Augen sind wir keine rechten Serben, weil wir aus dem Kosovo kommen. Hier ist unsere Heimat. Deshalb kehren wir auch zurück.» Im Nachbarhaus ranken Brombeeren zwischen Backsteinen, wo einst das Fenster war. Pflanzen erobern die Ruinen und verdecken die Narben des Krieges. (roh)

Friedlicher Kampf für ein eigenes Kosovo

Parlamentswahlen Die Bevölkerung schreitet in eine neue Zukunft und hat den Weg noch nicht gefunden

Im Kosovo kämpfen 19 Parteien um die Wählergunst. Die Wahlprogramme unterscheiden sich nur wenig: Alle wollen sich für ein unabhängiges Kosovo einsetzen. Dies soll auf politischem Weg erreicht werden – und notfalls mit Waffengewalt.

ROBERT HANSEN, PRIZREN

Stacheldraht liegt vor dem Dorf, ein Maschinengewehr auf die Strasse, Scheinwerfer blenden, deutsche Kfor-Soldaten bewachen die einzige Strasse nach Velica Hoca. Selten passieren Menschen den Checkpoint. Die Bewohner des Dorfes können nur im Konvoi und unter dem Schutz der Kfor-Truppen ihr Dorf verlassen.

In Velica Hoca wohnen Serben. Viele wurden nach dem Krieg vor zweieinhalb Jahren aus dem Kosovo vertrieben. Doch die Menschen von Velica Hoca wollen in ihrem Dorf im Süden des Landes bleiben, auch wenn sie dort wie in einem Gefängnis leben. Arbeitsplätze gibt es keine, der Boden wirft nur wenig Ertrag ab. Der Lebensraum endet am Stacheldraht.

Schon bevor kürzlich die offizielle Order aus Belgrad kam, waren sich die Menschen von Velica Hoca einig, an den Wahlen vom 17. November teilzunehmen. Sie liessen sich in einem der vielen Wahlbüros registrieren, Voraussetzung, um überhaupt an den Wahlen teilnehmen zu können. An eine Zukunft in jenem Land zu glauben, in dem sie immer gelebt haben, fällt ihnen trotzdem schwer. «Über 80 Prozent der alten Kirchen wurden nach dem Krieg zerstört», erzählt Dejan Radovanovic von der Kulturbehörde aus Belgrad. «Aber es macht keinen Sinn, Kirchen wieder aufzubauen, wo kein Leben mehr ist.»

Sein Vortrag ist gekonnt inszeniert. Er zeigt Dias von wunderschönen Fresken aus dem 14. Jahrhundert, von historischen Gebäuden. Und von Steinhaufen, den traurigen Resten der mit Panzerminen gesprengten Kirchen. Vorher und nachher. Bilder, welche die Sinnlosigkeit des jüngsten Krieges zeigen und den dahinterstehenden Hass der Menschen nur vermuten lassen.

Die meisten Kirchen von Prizren, einer beschaulichen Stadt im Süden des Kosovo, stehen noch unversehrt. Doch viele der Häuser sind zerstört – obwohl der Krieg die Stadt nie erreicht hatte. Einige der Albaner rächten sich für die Gräueltaten der Serben und liessen die Häuser ihrer Nachbarn in Flammen



Zukunft? Die Arbeitslosigkeit im Kosovo ist sehr hoch, aber eine Lösung des Problems wird in den Wahlprogrammen nicht behandelt.

FOTO: ROBERT HANSEN

aufgehen. 12 000 Serben sind aus Prizren geflüchtet, 70 sind geblieben. Stille liegt über dem Serbenviertel, der Wind weht gelbe Blätter über das Kopfsteinpflaster. Der Tod lebt im abblättrenden Mörtel und zwischen verkohlten Holzbalken.

«Kfor Area. Betreten verboten. Vorsicht Schusswaffengebrauch», warnt ein Schild. Der Wind trägt die Stimme des Muezzin über die Dächer. Stacheldraht liegt zwischen den Häusern, zwischen Albanern und Serben. Einige hundert Meter weiter pulsiert das Leben. Die Einwohner von Prizren flanieren, diskutieren, sitzen in den Kaffees. Generatoren lärmen vor den Geschäften, weil das Kohlekraftwerk wieder nicht genügend Strom liefern kann.

«Ja, ich gehe wählen», sagt Driton Sadrija und klingt trotzdem nicht so

überzeugend. «Ich hoffe, dass die Zukunft des Landes besser wird.» Er sitzt auf einem Plastikstuhl und schlürft einen Kaffee. Driton hat keine Arbeit. Ein Visum für Deutschland hat er mehrmals erfolglos beantragt. Arbeits-

«Betreten verboten. Vorsicht Schusswaffengebrauch»

losenunterstützung wird niemandem im Kosovo bezahlt. Die Präsenz der Militärs und der Hilfsorganisationen treiben zudem die Preise in die Höhe.

Das Kosovo hat viele Probleme zu lösen. Die Arbeitslosigkeit ist sehr hoch. Und wer eine Arbeit hat, verdient meist auch nur knapp über 200 Mark pro

Monat. Minenfelder machen Wälder und Felder unzugänglich. Die Erträge der Landwirtschaft sind zu klein, um die Bevölkerung zu ernähren. Die früher von Serben dominierte Wirtschaft ist zusammengebrochen. Und die an sich reizvolle Landschaft ist touristisch nicht nutzbar: Die dazu notwendige Infrastruktur fehlt gänzlich, zudem gehen von Minen immer noch grosse Gefahren aus und Müll verhandelt das ganze Land.

Die Lösung dieser Probleme finden jedoch keinen Einzug in die Wahlprogramme. Dort dominiert ein Thema: Die Unabhängigkeit des Kosovo. Alle grossen Parteien haben sich dieses Ziel auf die Fahne geschrieben. Der albanische Doppeladler auf rotem Grund flattert an vielen Häusern. Viele Menschen denken nicht nur nationalistisch, sie sprechen unmissverständlich aus, dass auch die verbliebenen Serben das Land verlassen müssen. Und einige Parteien machen keinen Hehl daraus, dass sie für ein Grossalbanien über die Grenzen des Kosovo hinaus kämpfen – wenn nötig auch mit Waffengewalt.

Waffen – von der Pistole über die Kalaschnikow bis zum Raketenrohr – sind trotz Verboten und der Androhung hoher Haftstrafen immer noch verbreitet. Bei Hausdurchsuchungen und Autokontrollen werden diese täglich gefunden.

Der Krieg gehört zum Leben der Bevölkerung, seit Generationen. Jahrhundert zurückliegende Schlachten bieten noch heute Konfliktstoff und Rahegelisten. Die jüngsten Kriegsverbrechen beider Seiten werden erst recht so bald nicht vergessen sein.

Auf die Mauern kriegszerstörter Häuser sind Wahlempfehlungen gespritzt. Plakate der Parteien kleben überall, werden zerrissen, überklebt. «Ich hoffe, dass das Kosovo in einem bis zwei Jahren unabhängig wird», sagt Genc Belegu, ein Arbeiter Mitte 30. Ein unwahrscheinliches Szenario. Bei der OSZE will man solche Unabhängigkeitsbegehren nicht kommentieren. Denn Versprechen auf die eine oder andere Seite lösen unweigerlich Unruhen aus. Auch über die Dauer des Engagements der Uno und der Kfor im Land will sich niemand mit Aussagen zum



Gradmesser für die Demokratie

Selbstverwaltung 1281 Kandidaten für 120 Parlamentssitze

Das Kosovo wird auch zweieinhalb Jahre nach Ende des Krieges von der Uno verwaltet. Die Verantwortung für das Gebiet, das rechtlich immer noch zu Jugoslawien gehört, soll zunehmend an lokale Amtsträger übergeben werden. Am kommenden Samstag wählt die Bevölkerung des Kosovo ein eigenes Parlament, welches aus 120 Mitgliedern bestehen wird. 100 Sitze werden je nach Wahlausgang an die teilnehmenden Parteien vergeben. 20 Sitze sind für die Minoritäten reserviert, diese verteilen sich auf die Volksgruppen der Serben, Bosniaken, Türken, Ashkali, Roma, Ägypter und Goraner.

Je nach Wahlbeteiligung werden die Serben zu einer bedeutenden politischen Kraft im Kosovo: Boykottieren sie die Wahlen nicht, können sie neben den zugesicherten zehn Sitzen nochmals bis 15 dazugewinnen. Dies sorgt unter der albanischen Bevölkerung für einigen Missmut und ist auch mit dem Demokratiegedanken eigentlich nicht vereinbar.

19 politische Parteien, zwei Koali-

tionen, zwei Bürgerinitiativen und drei unabhängige Kandidaten bewerben sich um den Einzug ins Parlament. Auf den Wahllisten stehen 1281 Kandidaten, 358 davon sind Frauen. Alle Kandidaten wurden von der «Central Election Commission» der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) geprüft. Die meisten Parteien haben sich an die Vorgaben gehalten, die Wahlveranstaltungen sind bisher friedlich verlaufen. «Dies sind vielversprechende Aussichten für den weiteren Verlauf des Demokratisierungsprozesses», sagte Daan Everts, Vorsteher der OSZE-Mission im Kosovo.

Abstimmung via Internet

Auch die Bevölkerung, die an den Wahlen teilnehmen will, musste sich registrieren lassen. 1,25 Millionen Menschen sind wahlberechtigt. «Wir rechnen mit einer hohen Wahlbeteiligung von über einer Million Menschen», sagte Olga Raeva, Informationsbeauftragte der OSZE in Prizren. Auch 70 000 Serben, Roma und

Menschen anderer Minoritäten haben sich im Kosovo registriert, 104 000 weitere in Serbien und Montenegro. 35 000 Menschen aus dem Ausland stimmen via Internet ab. Bei der in Wien ansässigen «International organization for migration» (IOM) haben sich 125 000 ausserhalb des Kosovo lebende Menschen für die Wahlen registriert.

Damit die Wahlresultate auch von allen Bevölkerungsgruppen und Parteien akzeptiert werden, sind viele Wahlbeobachter im Einsatz: 2000 Internationale der OSZE, 200 des Europarates und 12 000 Einheimische. Die Wahlen kosten 40 Millionen Franken, die Wahlergebnisse werden am 25. November erwartet.

Ein Lapsus ist der OSZE bei der Wahlvorbereitung unterlaufen: Der Wahltag fällt genau mit dem Beginn des Fastenmonats Ramadan zusammen. Das hat die OSZE erst vor kurzem erkannt und bestätigt, dass dies in muslimischen Gebieten zu Problemen führen könnte – 90 Prozent der 2,2 Millionen im Kosovo lebenden Menschen sind Muslime. (roh)

Fenster hinauslehnen. «Jahrzehnte», sagen hochgediente Offiziere der deutschen Kfor. Über 40 000 Soldaten aus 42 Staaten sind derzeit im Kosovo im Einsatz. Befürchtungen, dass bei einem Abzug der Truppen die Menschen sich erneut bekriegen, sind derzeit berechtigt. Und das Land ist ohne milliardenschwere Wiederaufbauhilfe noch nicht überlebensfähig. Andererseits könnten die Albaner die anwesenden Militärs

Müll verhandelt das ganze Land

zusehends nicht mehr als Befreier, sondern als Besatzer empfinden, wenn die Unabhängigkeit des Kosovo nicht in absehbarer Zeit realisiert wird.

Dieser Widersprüche ist sich die Bevölkerung bewusst. Die Zukunft liegt im Ungewissen. Genc Belegu sitzt in einem Strassencafé in der Sonne und weiss nicht, was ihm der kommende Winter bringt. Hoffentlich Arbeit. Er braucht Geld, um damit seine Familie ernähren zu können, um Holz für die Heizung zu bezahlen. «Können Sie mich nicht mit in die Schweiz nehmen?»